

Seine und Eichendorff, der gewiß ein echter Lyriker war, solchen Anzeichen der lyrischen Profession, von Scheffel und nun gar von seinen Nachfolgern und Nachahmern, Baumbach, Wolff u. A. nicht zu reden. Mit solchen Poeten hat Grillparzer nichts gemein. Wie Hebbel, wie Otto Ludwig, die ihm hierin verwandt sind, öffnet ihm nur das innerste Bedürfnis die Lippen zum Liede, und darin vergleichen die Drei sich dem König der Lyrik, Goethe, für den jedes Gedicht ein Gelegenheitsgedicht war, und der nur einmal, im Alter, im Divan eine lyrische Komödie in orientalischen Kleidern aufgeführt hat. Und fehlt nun auch manchen solcher, zwar von der innersten Nothwendigkeit dictierten, aber doch nicht von einem eigentlichen Lyriker gesungenen Lieder die sieghafte Kraft, durch sich selbst zu wirken, wo sie sich auch vernehmen lassen — auf ihren Schöpfer bezogen ist keins vergeblich gesungen, und jedem Rath, jedem Vorbehalt darf Grillparzer mit der Antwort begegnen, die er einem Freunde in den Tristia ex Ponto gibt: „Hier! das Blut aus meinen Wunden“.

Es kam eine Zeit, wo sich dies immer etwas trübe Blut in dem Dichter ganz zu Galle wandelte; wo sein scharfer, ägend scharfer Verstand sich von dem Gefühl völlig trennte, um sich ausschließlich des poetischen Werkgeräths zu bemächtigen; wo er nicht mehr die Leiter des Lichtgottes, sondern nur noch die Pfeile führte, um zu verletzen und zu verwunden. Für diesen traurigen Abfall des Dichters von sich selbst hat man jedoch das Publicum und die Kritik verantwortlich zu machen. Als man seinem schönen Lustspiel: „Weh' dem, der lügt“ eine so schöne Aufnahme bereitet hatte — da zog sich der Empfindliche von dem Theater und der Welt zurück und betrachtete das Leben und die Kunst aus seinem Winkel nur noch durch die schwarzen Gläser seines Grolls. Jetzt kritisierte er, und er that es schonungslos. Politiker und Philosophen, Dichter und Aesthetiker, Hegel und Schelling, Servinus und Menzel, niemand entging seinem Wis. Fein oder grob, grazios oder plump, in nachlässigster Form, einerlei, wenn er nur traf. Wie Fußtritte wirken die Ehrentitel, mit denen er seine Recensenten, die Herren Saphir und Bäuerle, belegt. Einst hatte er Anastasius Grün als den „letzten Ritter eines Stammes, der ruhmbelehrt“ gefeiert — jetzt, im Jahre 1837, ist er ihm nur noch der Freiheitspaganini, der nur auf einer Saite spielt, der Kuckuck der Freiheit, der nur einen Waldruf hat: Ich frei, du frei, wir frei. Laube muß sich den Gruß gefallen lassen: „Das junge Deutschland schnell empor, doch blieben die deutschen Jungen“. Freilich wird mit Heroftrat verglichen, Hebbel tappt für ihn „im ästhetischen Nebel“, und er fügt hinzu: „Gefällt euch das doppelte B aber nicht, so denit, es sei ein Nebel der dacht“ — kurz nichts Heiliges und Unheiliges wird von ihm verschönt, und bis in sein höchstes Greisenalter hat der Schwergelränkte die vergifteten Waffen nie ganz ruhen lassen. Richard Wagner hat das noch erfahren müssen — er war für Grillparzer „ein mag'rer Geist in einer Crinoline“ — und niemand schmerzlicher als Münch-Bellinghauseu-Halm. Doch erquickten uns auch mitten in diesem Dorngehege einige echte dichterische Blüten, unter all' den Invectiven priesterliche Weisprüche, die uns, wenn wir es ja einmal vergessen sollten, daran erinnern, daß diese Angriffe nur die Rehrseite einer reinen Wahrheitsliebe, einer heiligen Verehrung des Schönen sind. Wir dürfen in ihnen über das hinweghören, was die Verstimmung verschuldet, aber er hätte das Hässliche und Gemeine nicht so grimmig verfolgt, wenn er Schönheit und Wahrheit weniger geliebt und von seinem Dichterberuf eine weniger erhabene Vorstellung gehabt hätte. Er sah in der Kunst — eine Grabschrift für Moriz Daffinger bezeugt es uns — die Natur „in ihrem Brautschmud“. Obenan unter des „Künstlers Handwerksregeln“ stellt er das Wort:

Wenn der Priester opfern geht,
Geht er mit reinen Händen,
Wer nicht des Lebens Schmutz verschmätzt,
Wird nie das Edle vollenden.

Und „Den Halben“ ruft er zu:

Meinst du, man könne kosten vom Gemeinen?
Du mußt es hassen oder dich ihm eimen.
Und tränkst du heute Götterwein,
Züngst noch Genosse schmutz'ger Becher,
Du schenkst ihn auf die Hefen ein,
Die dir das Gestern ließ im Becher.

So unerschütterlich fest steht ihm sein künstlerischer Glaube, daß ihm nie auch nur der leiseste Zweifel nahte, die Straße, die er gewandelt, könnte vielleicht nicht die richtige sein. An seiner dichterischen Kraft, am Gelingen des Einzelnen konnte er irre werden, an dem Ideal, dem er diente, nie. Darum sah er auch gelassen das Moderne, die Mode in der Kunst, kommen und im Geiste wieder gehen. Er hatte seinen Anker tiefer geworfen — er fühlte es, in das Reich dessen, was ewig ist. Und so konnte er, fast ein Siebziger schon, ruhig und klar, ohne alle Ueberhebung, aber mit der Gewißheit eines festen Glaubens von sich sagen:

Will uns're Zeit mich bestreiten,
Ich laß' es ruhig gesch'h'n,
Ich komme aus and'ren Zeiten
Und hoffe in and're zu geh'n. —

Seine Hoffnung hat ihn nicht getrogen. Nicht nur in andere Zeiten, auch zu andern Völkern ist er gegangen. Der Norden Deutschlands, der dem Dichter vor Jahrzehnten noch fremd und spröde gegenüberstand, beginnt jetzt ihn zu lieben und sich dem weichen Sommerhauch seiner Poesie willig gefangen zu geben. Als ein Zeugnis dieser Liebe, nicht als mehr, bitte ich Sie auch meine Worte aufzunehmen; mich müßte sonst der Vergleich mit dem Manne beschämen, der Gulen nach Athen trägt. Aber der Thatsache, daß Ihr größtes dramatisches Genie zwischen Süd und Nord, die, trotzdem sie die Politik getrennt, nicht verlernen sollten, ihre Schätze gegen einander auszutauschen, ein Band schlingt, darf sich ein Jeder von uns freuen. Der Norden hat Ihnen einst die Leiter Ihrer ersten Bühne, des vornehmsten Theaters deutscher Zunge gesandt; zu Ihnen ist Hebbel gezogen, und Wien hat seine knorrige Natur geschmeidigt und seine friesischen Lippen singen gelehrt. Und jetzt singt der Geist Ihres Grillparzer hoch oben an der Wasserkaute, wo der Schatten des standhaften Prinzen, für Oesterreich und Wien. Dem stillen freudelosen Muschelthier, das unter Todesqualen die Perle zeugt, hat er selber sich verglichen. Schon oft sind meine Gedanken von diesem ergreifenden Gleichniß zu einem anderen hinübergeschweift. Auch Anastasius Grün, der uns Norddeutschen in seinem reflectiven Wesen, in seiner stählernen, etwas ungefügen Mannesart fast blutsverwandt erscheint — auch er deutet in dem prächtigen Gedicht, mit dem er die fünfzigjährige Jubelausgabe der „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ einleitet, auf die Muschel, die ruhig auf dem Schrein steht und von ihrer Heimat nichts mehr zu wissen scheint; nähert man sie aber dem Ohre, dann vernimmt man das Branden und Säusen des Meeres, von dem man sie getrennt. So gemahnt uns in Süd und Nord ein Dichtermort an das gemeinsame Band, das uns Deutsche umschlingt. Jetzt halten Grillparzers Siegeslauf noch die Alpen und der Belt auf. Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo der Dramatiker in ihm, der eigentliche, der große, göttliche Grillparzer der Welt angehören wird.

Barbey d' Aurevilly.

1808, auf der Höhe der napoleonischen Zeit, ist Jules Barbey d'Aurevilly geboren. Früh mit seiner Familie entzweit und auf sich selbst verwiesen, hat er als Journalist erwerben müssen. Die heroischen und prunkenden Erinnerungen des Empire in der noch nachzitternden Seele, wurde er durch die Noth in die dumpfe Welt bürgerlicher Sorgen gestoßen. So war er einem edlen Reitpferd, das man vor einen Lastwagen spannen würde, gleich; kräftig auszuschlagen und sich schön aufzubäumen, sonst blieb ihm nichts übrig. Ein Marschall, der sich nicht zum Krämer erniedrigen lassen will — damit ist sein Wesen ausgedrückt.

Man erinnert sich, wie Muffet jene glänzende und übermenschliche Zeit, da es keinen Franzosen mehr zu geben schien, der nicht ein Held gewesen wäre, geschildert hat. Man kennt das berühmte Capitel aus der Confession d'un enfant du siècle. In diesen Kriegen gebaren unruhige Mütter, während ihre Gatten, ihre Brüder in Deutschland fochten, ein heißes, bleiches und gieriges Geschlecht. Zwischen zwei Schlachten empfangen, im Lärm der Trommeln erzogen, ballten die Knaben schon ihre noch kindlichen Fäuste. Von Zeit zu Zeit kamen ihre Väter zurück, ganz in Blut getaucht, drückten die Kleinen eilig an ihre mit strotzendem Golde verbräunte Brust, dann setzten sie sie weg, saßen auf und ritten wieder fort, zu neuen Siegen. Niemand hat es so viele schlaflose Nächte, niemals so viele untröstlich durch die Straßen irrende Mütter, aber auch niemals mehr Freude, mehr Leben, mehr zum Kriege blasende Fanfaren gegeben. Keinerer Sonnen, als welche dieses Blut austrockneten, haben nie geschienen: man sagte, daß Gott für diesen Mann eigene Sonnen schuf, und hieß sie die Sonnen von Austerlitz; aber es war wohl dieser Mann selbst, der sie schuf, mit seinen donnernden Kanonen, die alle Wolken verjagten. Unter einem solchen unbesleckten Himmel, in einer solchen von Stahl starrenden, von Ehre leuchtenden Luft wuchsen die Kinder damals auf. Wohl wußten sie sich zum Tode bestimmt; aber sie hielten Murat für unverletzlich und man hatte den Kaiser über eine Brücke unter einem so prasselnden Hagel von Kugeln schreiten gesehen, daß es nicht mehr möglich schien, ihn zu den Sterblichen zu zählen. Und waren sie selbst zum Tode bestimmt, was lag denn daran? Der Tod war damals so groß, so schön! Er sah der Hoffnung gleich und schien in einen verlodenden Jüngling verwandelt. Auch wollte man gar nicht mehr alt werden: es gab keine Greise mehr, es gab im ganzen Lande nur noch Leichen oder Heroen.

So hat Muffet jene strahlende Zeit beschrieben. Aber dann fiel der Kaiser und mit ihm fiel das Land und es versank in einen so tiefen Schlaf, daß seine alten Könige meinten, es sei gestorben, und es mit einem weißen Tuche bedeckten. Das alte Heer kam mit grauen Haaren zurück und auf den Herden der verlassenen Schlösser wurden traurige Feuer angezündet. Bekümmert saß die Jugend auf den Ruinen einer Welt. Alle diese Kinder waren Tropfen eines Blutes, das brennend die Erde überschwenmt hatte; sie waren am Busen des Krieges geboren und nur zum Kriege waren sie geboren; fünfzehn Jahre lang hatten sie nur vom Schnee von Moskau und von der Sonne der Pyramiden geträumt. Und nun war mit einem Schlage alles weg,